

# die Drei

Zeitschrift für Anthroposophie in Wissenschaft, Kunst und sozialem Leben



Februar 2012

Natur und Wissenschaft

Im tropischen Regenwald Borneos

Die Sprache der Biologen

Was heißt eigentlich Wissenschaftlichkeit?

Thomas Hardtmuth

# Im tropischen Regenwald Borneos

Ein Reisebericht

In einer undurchsichtigen Staubwolke eingehüllt stehen wir mit unserem Jeep am Rand der Holzfäller-Straße und warten einmal mehr, bis einer dieser unzähligen, mit riesigen Meranti- und Eisenholzstämmen beladenen Trucks an uns vorbeidieselt. Wir sind auf einem langen und anstrengenden Weg nach Tanjunsoke im Regenwald am heiligen Berg Meratus, eines der letzten originären Dayak-Dörfer etwa 150 km westlich von Balikpapan in Kalimantan, dem indonesischen Teil Borneos. Die Dayaks sind die indigenen Ureinwohner Borneos.

Wir, das sind Dr. Bernhard Lohr, Arzt, Biologe und langjähriger Regenwaldforscher, -schützer und Aktivist ([www.verein-faszination-regenwald.de](http://www.verein-faszination-regenwald.de)), Michael Richter, Arzt, Botaniker und profunder Orchideenkenner ([www.fancyplants.de](http://www.fancyplants.de)) und Pak Sa-tryio, unser indonesischer Fahrer und Dolmetscher. Auch er ist Biologe und einer der Vor-Ort-Manager der von Deutschland aus initiierten sozio-ökologischen Projekte. Wir sind froh, ihn bei uns zu haben.

In Tanjunsoke und dem Nachbardorf Gurungung hat Bernhard Lohr vor einigen Jahren ein besonderes Regenwaldschutz-Projekt initiiert; es geht um die Bewusstmachung und die Erhaltung eines der artenreichsten Ökosysteme unserer Erde, dem Tieflandregenwald, von dem in den letzten vierzig Jahren der weitaus größte Teil abgeholzt wurde. Eine Schule und ein Gästehaus wurden hier gebaut, es wurden Wiederaufforstungsprojekte gestartet, und die urwaldkundigen Männer des Dorfes machen Führungen durch die letzten erhaltenen Primärwälder, um dadurch finanziell unabhängig von den alles bestimmenden Holzkonzernen zu bleiben.

Wir fahren weiter in die schnell hereinbrechende Dämmerung. Ein Nashorn-Vogel kreuzt über den heraufziehenden Nebelschwaden unseren Weg, und nach einer weiteren Stunde über grausam

holprig-glitschige Lehmipisten endet der Weg in einer Schlaufe, an der die einfachen Holzpfehlbauten der etwa 250 Einwohner stehen. In der Mitte die Dorfwiese, wo die Wasserbüffel ihre Suhle haben, die Totems aus der vorislamistischen Zeit stehen und wo jeden Abend die vielen Kinder spielen – ohne Spielzeug,



*Tanjunsoke, eines der letzten originären Dajak-Dörfer im Meratus Regenwald*

aber mit einer Phantasie und einer hysteriefreien Heiterkeit, die jeden deutschen Leistungspädagogen ins Grübeln bringt. Es gibt hier nur von ein paar wenigen Generatoren erzeugten Strom, keine Post, keinerlei medizinische Versorgung. Die neu gebaute, weiß-blau gestrichene Schule passt noch nicht so recht in das von einer zwar schlichten, aber

durchaus fühlbaren Schönheit durchwebte Dorfbild.

Unsere ebenfalls neu für die Besucher des Dorfes errichtete Lodge liegt etwas außerhalb, hat vier saubere Zimmer mit Fliegenschutz, eine Kochnische und eine große, schattige Veranda, was sich noch als vorteilhaft erweisen sollte. Noch am Abend besuchen wir den Dorfvorsteher in seinem Haus. Viele neugierige Gäste und Kinder sitzen in einem großen leeren Raum auf dem Linoleum-Boden. In der Mitte stehen Reisschüsseln mit scharfer Soße, Farnkrautgemüse, Fisch und Gläser mit süßem Tee. Wir nehmen Platz, tauschen freundliche Worte aus, Satryio übersetzt eifrig und Bernard äußert sich erfreut über die seit seinem letzten Besuch vor zwei Jahren gemachten Fortschritte. Die meisten Dörfer im Meratuswald wurden im Zuge der hemmungslosen Rodung aufgelöst, und ihre Bewohner leben jetzt entlang der staubigen Holzfällerstraße, wo es Cola zu kaufen und ein bisschen was zu verdienen gibt. Mit den letzten Waldgebieten verschwinden dann absehbar auch die Holzfäller und damit die Existenzgrundlage der Dayaks. Die Menschen in Tanjunsoke leben (noch) völlig autark, sie haben einen gemeinsamen Gemüsegarten, Hühner, Kühe und Wasserbüffel. Im Fluss, der

direkt am Dorf entlang fließt, fangen die Männer Fische, und die Frauen baden mit den Kindern. Geld wird hauptsächlich mit Rattan verdient, der im Urwald geschlagen und von den Frauen geschält, getrocknet und gebündelt wird. Für ein Kilo Rattan bekommen sie umgerechnet 10 Cent.

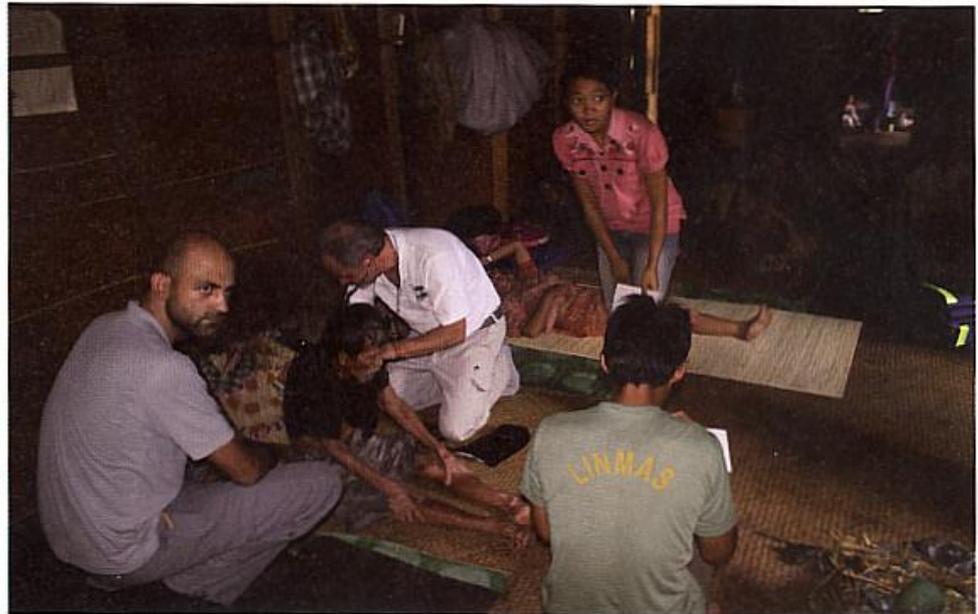
Es gilt das Vertrauen der Menschen für das Projekt Meratuswald zu gewinnen, ihr Bewusstsein für die Bedeutung und Bedrohung ihrer einzigartigen Heimat im Zeitalter der Globalisierung zu schärfen und ökonomisch autonom zubleiben. Mein Vorschlag, das Wiederaufforstungsprojekt in den Lehrplan der Schule zu integrieren und den Kindern ein eigenes Areal zuzuteilen, für das sie in eine gewisse Verantwortung hineinwachsen, wird gern angenommen.

Wir werden um medizinische Hilfe gebeten. Einer jungen Dorfbewohnerin wird zurzeit die Ausbildung zur Krankenschwester in der Stadt finanziert, um wenigstens eine Grundversorgung zu gewährleisten. Der nächste Arzt ist 100 Kilometer weit weg. Am nächsten Morgen machen wir Visite in zahlreichen Häusern,

mit Hilfe von Satryio erheben wir Anamnesen, hören meist gesunde Herzen und Lungen ab, betasten arthrotische Gelenke und schlanke ledrige Bäuche; dick ist hier niemand und die Beine sind gut durchblutet, obwohl fast alle im Dorf rauchen. Für die schwereren Fälle haben wir Medikamente dabei. Ein älterer Mann sitzt schon seit Wochen auf seiner Bastmatte im

Haus mit Fieber, Durchfall und Erbrechen, er sieht krank aus. Neben ihm und vor dem Haus sind Pflanzen, Wurzeln und Kultgegenstände aufgestellt, welche die krankmachenden Geister fernhalten sollen. Auch ihm können wir helfen. Mila, ein 17-jähriges engagiertes und lernwilliges Mädchen verwaltet bis zur Rückkehr der Krankenschwester den Notfallkoffer und führt eine kleine Krankenkartei. Sie macht Eintragungen, wir bringen ihr das Blutdruckmessen bei; sie hat schöne aufmerksame

*Sprechstunde in Tanjunsoke, wo es sonst keine medizinische Versorgung gibt, (v.l.n.r. Richter, Patient, Hardtmuth, Mila.)*



Augen, aus denen die mögliche Zukunft der Menschen schon herausleuchtet. Sie lernt das Blutdruckmessen wie selbstverständlich und wird die entsprechenden Patienten von nun an eifrig kontrollieren.

### Überwältigende Artenfülle

Den Nachmittag verbringen wir im Regenwald. Der kräftige und humorvolle Jamat, der oberste Naturkundige im Dorf, führt uns zunächst durch den lehmfarbenen Fluss. Er geht mit seiner Machete voran, trägt eine kurze Hose und billige Gummischlappen. Sofort kleben ein paar Blutegel an seinen Knöcheln, was ihn aber in keinsten Weise stört. Bei knapp 40 Grad Celsius und 100 Prozent Luftfeuchtigkeit triefen wir vor Schweiß. Vor dem Verdursten kann eine bestimmte Lianenart bewahren; Jamat hiebt ein Stück von dem unterarmdicken Gehölz heraus, aus dem sich sogleich reichlich frisch und würzig schmeckendes Wasser in einem dünnen Strahl entleert, genug um den Durst zu stillen. Die Dayaks verehren einige der unzählig verschiedenen Baumarten: Die bis zu 80 Meter hohen Honigbäume, auf denen die Wildbienen ihre Waben bauen und aus denen die jungen Männer des Dorfes in virtuoser Kletterkunst den wertvollen Honig herunterholen. Der Eisenholzbaum widersteht als einziger der Würgefeige, einem Epiphyt, der von den Baumkronen nach unten wächst und den gesamten Stamm mit der Zeit einhüllt und auszehrt. Zuletzt steht die Würgefeige wie eine Holzhöhle auf hohen, stützenartigen Wurzeln, der ursprüngliche Baum ist abgestorben und seine Überreste dienen der Feige als Nährstoffe. Den Eisenholzbaum kann die Würgefeige nicht bezwingen, er ist ein Symbol der Lebenskraft. Hart und schwer wie Kieselsteine liegen seine faustgroßen Samen am Boden.

Die Besonderheit der Regenwaldökologie besteht paradoxerweise in seiner Nährstoffarmut. Durch die permanenten Auswaschungen infolge der vielen Niederschläge ist die Humusschicht nur wenige Zentimeter dick und arm an Stickstoff, Kalium und Phosphor. In Jahrmillionen ungestörter Entwicklung hat sich aus den bescheidenen Ressourcen eine einzigartige Vielheit entwickelt nach dem Motto: Not macht erfinderisch. Die Biodiversität und Vielfalt der symbiotischen Lebensformen erreicht bei relativ niedrigem Nährstoffangebot ihren höchsten Stand – eine auch für menschliche Lebensverhältnisse interessante Tatsache. Baumsteigerfrösche laichen in den mineralarmen Bodenpfützen ab und schleppen die kleinen Kaulquappen einzeln in die Baumkronen der alles überragenden Urwaldriesen hinauf, wo sie in

den trichterförmigen, wassersammelnden Nestfarnblättern geeignete Bedingungen zum Heranwachsen finden.<sup>1</sup>

Überhaupt scheint sich das eigentliche Leben des Regenwaldes abgehoben von der Erde in den lichten Höhen dieser gigantischen Hochständer abzuspielen. Beim Blick nach oben wird man buchstäblich von dieser hohen Sphäre angesaugt. Das relativ finstere, von den großen, ledrig welken Blättern bedeckte »Erdgeschoss« ist arm an Blüten, Gerüchen und Farben, nur die unendliche Vielfalt der Blattformen fällt hier ins Auge. Auch die Bodenfauna ist arm, sie wird dominiert von einer einzigen Art – den Ameisen, die in breiten Straßen zu Milliarden geschäftig umherziehen. Die Blattschneiderameisen leben in Symbiose mit Pilzen im Boden, andere in Bäumen, wobei sich Pflanze und Insekt gegenseitigen Schutz gewähren.

Die Artenfülle in den Kronendächern aber übersteigt alle Vorstellungen von artenreichen Mischwäldern außertropischer Gebiete.

Unser Freund und Kollege Bernhard Lohr hat selbst im Rahmen seiner Dissertation in monatelanger und gefährlicher Arbeit eine Artenbestimmung auf nur einem Hektar Regenwald durchgeführt; er fand 177 verschiedene Baumarten, das sind weit mehr als in ganz Europa vorkommen. In einer einzigen dieser Baumkronen, die gewissermaßen ihre eigenen Biotope tragen, finden sich über 4000 verschiedene Tier- und Pflanzenarten, über die wir bislang nur sehr wenig wissen und deren Kostbarkeiten, auch in pharmakologischer Hinsicht, jeden Tag unwiederbringlich zerstört werden.

Es ist anzunehmen, dass wir es bei diesen tropischen Kronendächern mit einer ursprünglichen, hoch plastischen Region der Biosphäre zu tun haben, in humanphysiologischer Analogie mit einer Plazenta und ihrer universellen Stoffwechsellpotentialität bzw. ihren umfassenden Bildkräften zu vergleichen. Sonne und Tierkreis ziehen senkrecht über diesen tropischen Vegetationsgürtel der Erde. Wenn Plastizität und Diversität zum Kernwesen des Lebendigen gehören, hat sich hier oben ein ursprünglicher

*»Den Eisenholzbaum kann die Würgefeige nicht bezwingen, er ist ein Symbol der Lebenskraft.«*



<sup>1</sup> Josef Reichholf: *Der tropische Regenwald*, Frankfurt 2010.

»Garten« erhalten, der aber für den Menschen keinen Lebensraum bietet; nur für den Orang Utan, den Waldmenschen (wörtliche Übersetzung), auf den wir noch zurückkommen werden. Die Insel Borneo war kaum von Menschen besiedelt, als sie noch vollständig vom Regenwald bedeckt war.



*Eifrige Schülerin: Winda mit Koboldmaki*

Wir schwitzen unter einem mächtigen Baumriesen und ruhen aus. Satriyo, er ist ein freundlicher, außergewöhnlich sachkundiger, unermüdlich hilfsbereiter, liebenswerter Mensch, erzählt, dass es in Indonesien ein Bestattungsritual für die Plazenta, die Nachgeburt gibt. Die Dayaks gehen davon aus, dass jeder neugeborene Mensch zwei Geschwister hat, ein älteres, was mit dem Fruchtwasser im Boden vergeht, und ein jüngeres Geschwister, die Plazenta, welches in einem Gefäß bestattet wird. In das Gefäß legt die Mutter einen Stift und Papier sowie Nadel und Faden als Beigabe, sodass damit der Jüngere das Schicksal weben bzw. aufschreiben kann.

Wir gehen zurück, ein Vogel singt eine monotone, aber reine fünf-stufige Tonleiter, ein zweiter begleitet ihn kanonartig um einen Ton versetzt. Bei der Lodge erwarten uns ein paar junge Mütter mit ihren Kindern. Sie zeigen uns ihre aus Rattan und

Palmblätter kunstvoll gefertigten Handarbeiten. Ich kaufe einen bei der Hitze höchst effektiven Fächer und einen mehrfarbig geflochtenen, praktischen Korb-Rucksack. Der kleinen Winda, einem dieser auffallend schönen Kinder, schenke ich ein Säckchen mit Murmeln, ihre Freude ist ansteckend. Satriyo erzählt, sie sei eine sehr fleißige und begabte Schülerin. Später zeigt sie mir stolz ihren Spielgefährten, einen kleinen Koboldmaki, der eifrig an ihr auf und ab klettert, als ob sie sein natürlicher Lebensraum wäre.

Am Abend führen wir eine lange und intensive Diskussion auf unserer Veranda; Wir sprechen über das Phänomen der hohen Bio-Diversität im Regenwald, es geht um Evolution, die Grenzen darwinistischer Erklärungsmodelle, um die Zentralfragen: Was ist lebendig, was macht einen Organismus zu einem Ganzen und um das naturwissenschaftliche Rätsel der Zeit; ist Zeit etwas Lebendiges? Das Gespräch ist sehr angeregt und geht über mehrere Stunden, ein paar Männer und Kinder aus dem Dorf hören aufmerksam zu, obwohl sie nichts verstehen können.

Wir haben für diese Menschen und vor allem für die Kinder

eine große Vorbildfunktion, es ist deutlich zu spüren, und wir müssen uns anstrengen.

Am Vorabend unserer Abreise geben uns die »Dayaks« ein Abschiedsfest. Fast das ganze Dorf ist auf unserer großen Veranda versammelt. Zuerst machen wir noch mal Sprechstunde unter hundert neugierigen Augen. Die Frauen bieten einen traditionellen Tanz dar, sie haben sich schön gemacht und tragen farbige, bestickte Gewänder. Sie tanzen synchron in einer Reihe, in der linken Hand einen rot-weißen Stab, in der rechten eine Art Rassel, welche aus einer mit Reis gefüllten Blechdose gefertigt ist. Dazu wird getrommelt, der Dorfmusiker spielt im Schneidersitz behände auf fünf metallisch-glockenartigen, pentatonisch gestimmten Klangkörpern, die in einem Holzgestell aufgereiht sind. Beim Tanz fällt auf, dass im Moment der rhythmischen Betonung der Fuß nicht auftritt oder gar aufstampft, wie in manch westlicher Art, sondern dezent vom Boden abgehoben wird. Zuletzt tanzen wir mit, die vielen Kinder lachen und strahlen, zumal unser Freund Michael mit seinen 1,90 Meter und seinen langen Armen unter den kleinen Dayakleuten eine höchst seltsame, ja fast pongoide Figur abgibt. Zuletzt werden in Abschiedsreden Dank und Zuversichten in die weitere gemeinsame Arbeit ausgesprochen, Geschenke überreicht und Gruppenfotos gemacht.

Zurück in Balikpapan treffen wir auf Fredy, einen jungen sympathischen Unternehmer, der die Alas Lou Taka Foundation (Zusammenschluss mehrerer Regenwaldschutz-Organisationen auf Borneo) und ihre Aktivitäten tatkräftig unterstützt. Wir gehen zusammen essen; nach vier Tagen Reis mit Farnkrautgemüse im Dorf gibt es Spaghetti. Wir sprechen viel über Politisches, die »Global Players« im Holzgeschäft und Organisatorisches. Wir sitzen am Meer, draußen hell beleuchtete Anlagen der Ölindustrie, unzählige Schiffe mit Holz und Kohle beladen. Von all den Rohstoffen, die von hier in alle Welt gehen, bleibt für die Einheimischen nichts übrig. Pro Stunde wird derzeit in den tropischen Regenwäldern eine Fläche von etwa 8000 Fußballfeldern abgeholzt.

Am nächsten morgen fliegen wir früh nach Banjarmasin im Süden der Insel. Am Flughafen werden wir von drei Mitarbeitern der BOS (Borneo Orang-Utan Survival Foundation) abgeholt, einer Organisation, die sich um den Schutz der nur noch in

## Abschied

## Unterwegs nach Tuanan

Indonesien vorkommenden, einzig baumlebenden Primatenart kümmert. Unter ihnen Odom Kisar, seit 30 Jahren bei BOS und einer der wohl weltweit besten Orang Utan Kenner. Er ist Dayak und selbst im Regenwald aufgewachsen zu einer Zeit, in der seine Eltern die Affen noch gejagt und verzehrt haben. Er hat in Jakarta Ökonomie studiert und leitet eine Forschungsstation im Regenwald, die von Primatenforschern, Anthropologen und Biologen aus aller Welt besucht wird. Mit seinem dunklen Gesicht wirkt Pak Odom («Pak» ist die normale Anrede in Indonesien im Sinne von »Herr«) etwas urtümlich, wild, trotzdem fein, klug, kompetent und absolut authentisch.

Wir treten die längste Tagesetappe der ganzen Reise an; zu sechst im Auto geht es von Banjarmasin Richtung Mantangai am großen Fluss Kapuas. Die Straßen werden wie überall auf Borneo mit der Entfernung zur Stadt immer schlechter und sind streckenweise als solche gar nicht mehr erkennbar. Es ist Sonntag, und entlang unseres Weges sind viele kleine Märkte, wo neben Hühnern, Dachpappe, Faulfrüchten, Zementsäcken, Fisch, Radios eigentlich alles verkauft wird. Es gibt hier mehr Mopeds als Moskitos, wir blicken fassungslos in dieses quirlig-konfuse Durcheinander und reden mit inzwischen gelassener Verwunderung über Selbstorganisation in chaotischen Systemen. Die Beladungsfähigkeit der kleinen Zweiräder scheint mit einer vierköpfigen Familie, zwei großen Benzinkanistern, sechs vollen Plastiktüten und einem Wandschrank immer noch nicht voll ausgeschöpft; zum Teil fahren »Möbelspediteure«, selbst gar nicht mehr sichtbar unter riesigen Holzhäufen im Slalom um die Schlaglöcher, Ziegen und Bettler. Schön wirken die jungen Pärchen auf den Kleinrädern, wenn sich die durchweg anmutigen muslimischen Frauen, beide Beine lässig auf einer Seite, an ihre fahrenden Männer schmiegen und um ihre Sturzhelme die glänzenden, vollen schwarzen Haare und die silbern bestickten, farbigen Schleier wehen.

Wir halten kurz an, fühlen uns wohl in dieser freudigen Geschäftigkeit, weil es keine aufdringlichen Menschen gibt, essen Reis, scharfes Gemüse und Huhn. Pak Odom erzählt von den Schwierigkeiten im Umgang mit den trägen und korrupten Behörden, wenn es um Natur- und Orang Utan-Schutz geht.

Wir fahren weiter Richtung Fluss an endlosen Brachlandflächen vorbei; sie sind das traurige Resultat des sinnlosen Versuchs, auf den gerodeten Regenwaldflächen Reisanbau zu kultivieren, was aber aufgrund der nährstoffarmen Bodenverhältnisse absehbar unmöglich ist. Man hatte in den siebziger Jahren unter

der Regierung von Suharto die Abholzung der Wälder mit der Schaffung von landwirtschaftlichen Nutzflächen begründet, um für die aus der überbevölkerten, weil fruchtbaren Vulkaninsel Java zwangsumgesiedelten Menschen neue Lebensräume zu schaffen, was aber aus den genannten Gründen in einer Massenverarmung geendet ist. Das unter dem Begriff Transmigrasi bekannt gewordene Projekt gilt heute als gescheitert, die Tieflandregenwälder sind verschwunden, die Menschen verarmt und die Kassen der Holzkonzerne gefüllt – ein Musterbeispiel für die weltweit grassierende Suchterkrankung, die wir Kapitalismus nennen.

Nach 200 Kilometern übelster Schlaglochpiste kommen wir gut durchgeschüttelt in Mantangai am großen Fluss Kapuas an, wo schon das Motorboot wartet. Wir genießen den frischen Fahrtwind und erreichen nach etwa einer Stunde Tuanan, ein kleines, verarmtes Fischerdorf auf weißem Sand am Flussufer gebaut. Auffallend sind wieder die vielen schönen Kindergesichter, die unsere Ankunft neugierig verfolgen. Die Alas Lou Taka Foundation plant hier den Bau einer Schule, weil es entlang des Flusses eine solche nicht gibt und von Regierungsseite auch nichts unternommen wird. Pak Odom hat hier uneigennützig die Verantwortung für die sachgemäße Verwendung der Spendengelder übernommen. Zunächst führt er uns in sein Forschungscamp. Durch die sengende Hitze gehen wir über den weißen Sand in einen mittlerweile geschützten Regenwald. Das Camp ist ein aus mehreren Hütten zusammengesetzter Holzständerbau mit einem zentralen schattigen Platz, Tischen, Bänken und einer kleinen Küche, aus der eine junge Mitarbeiterin freundlich herauslächelt, während sie etwas zu unserer Stärkung und Erfrischung vorbereitet. An der Wand hängt neben unzähligen Orang Utan-Fotos eine Termintafel, auf der die Besucher und Wissenschaftler aus aller Welt vorgemerkt sind. Es hat 37 Grad, die Luftfeuchtigkeit ist fast hundert Prozent, die Kleidung klebt schwer am Körper.

Auf einem Brettersteg, der wegen den Überflutungen in der Regenzeit errichtet wurde, gehen wir tief hinein in den Regenwald und unternehmen den in aller Regel vergeblichen Versuch, wild lebende Orang-Utans zu beobachten. Pak Odom geht mit seinen wachen und erfahrenen Augen voraus, macht immer wieder einen großen Schritt, um nicht in eine der zahllosen Ameisenstraßen zu treten, erklärt zwischendurch ein paar Heilpflanzen:

**Im Auge der  
Waldmenschen**

Michael fotografiert Orchideen und die vielen fleischfressenden Kannenpflanzen, die im tropischen Regenwald aufgrund des Stickstoffmangels weit verbreitet sind. Wir bleiben immer wieder ruhig stehen, weil sich die Orang Utans als erstes durch markante Geräusche im hohen Astwerk bemerkbar machen. Odom meint, es sei heute erstaunlich ruhig. Wir gehen, lauschen, gehen leise wieder ein Stück hinein in diesen dunklen Wald und da, plötzlich ein heftiges Rascheln und Knacken hoch oben, und bevor wir drei Deutschen das Geräusch überhaupt orten, geschweige denn ein Tier entdecken können, ruft Odom nach oben mit liebevoller Stimme: »Juni!« In etwa 25 Metern Höhe erkannte er sofort die Mutter mit ihrem Jungen namens »Jip«. Odom kennt viele der hier lebenden Maias (indonesischer Name für Orang Utans) »persönlich«, unter jedem Foto im Camp steht ein Name. Wir sind aufgeregt, Bernhard fällt vom Brettersteg, und wir suchen hastig im Gestrüpp nach einem günstigen Aussichtspunkt. Wenn eine solche Begegnung überhaupt zustande kommt, was schon selten genug ist, dauert sie meist auch nur wenige Augenblicke. Wir haben großes Glück. Die beiden haben uns entdeckt, und während die Mutter von hoch oben gelassen und Blätter kauend herunterschaut, klettert der Kleine neugierig bis auf etwa fünf Meter zu uns herunter. Unsere Blicke treffen sich, bleiben ineinander für einen langen Moment und ich verstehe plötzlich, warum diese Tiere *Waldmenschen* genannt werden. Es ist ein überraschender, tief berührender Eindruck, der in einem Zoo in dieser unmittelbaren Art nie zu gewinnen wäre. Was will mir dieses Gesicht sagen, das jetzt gerade so ganz für mich da ist und so ein stummes Mitwissen um unsere alte Bruderschaft mitzuteilen scheint. Es spricht eine kindliche Enttäuschung aus, ein versuchtes, aber durch die unendlichen, von Menschenhand zugefügten Leiden, zurückgewiesenes Lächeln. Warum hast du unsere große Werkstatt des Lebendigen, diese paradiesische Vielfalt auf den Kronendächern der Urbäume verlassen – vergessen – ja verraten und zerstört? Was willst du mit all deinen Maschinen und Gewehren? – scheint er zu fragen. Ich denke an Winda und ihren kleinen Komplizen, als die Welt noch kindlich und schön war ...

Junge Orang Utans, die für gewöhnlich sieben Jahre bei der Mutter bleiben, sind eigentlich philanthrop, sie zeigen in der Gegenwart von Menschen ein starkes Nachahmungsverhalten, was bis zu Versuchen einer aufrechten Körperhaltung geht. Im Auffanglager Nyaru Menteng, wo all die durch die Abholzung

ihres Lebensraums herumirrenden, hauptsächlich jungen Orang Utan-Waisen – die Mütter werden von den Holzfällern oft einfach abgeschossen – aufgenommen werden, sieht man sie mit ihren Erzieherinnen, oft wie Kinder an der Hand zur »Schule« gehen, wo sie in jahrelanger Ausbildung und liebevoller Betreuung auf das spätere Leben im Urwald in aller Regel erfolgreich vorbereitet werden.<sup>2</sup>

Ich denke mir, die westlichen Menschen haben diesen Lebensraum ausgeplündert, sie *müssen* auch etwas zurückgeben.

Eine junge Biologin im Lager erzählte, dass sie einmal über Tage hin einen Orang Utan in seinem Revier beobachtet hat, er selbst aber würdigte sie keines Blickes und vermittelte ihr unmissverständlich das Gefühl, dass ihre Gegenwart für ihn mehr als unin-



teressant sei. Als sie aber einmal von einem illegalen Holzfäller angefallen wurde und sie bei einer versuchten Vergewaltigung in panisches Schreien ausbrach, kam der Affe von seinem Baum herunter und schlug den Angreifer in die Flucht. Kaum getan, entschwand er wieder nach oben und ignorierte weiterhin nicht nur ihre ehrliche Dankbarkeit. Ein anderer wurde beobachtet, wie er einem Artgenossen, der unter einem gerade gefällten Baum eingeklemmt und wehrlos den Messerstichen eines Holz-

*Ausgewilderte Orang Utans in Nyaru-Menteng, kurz vor der Freilassung*

<sup>2</sup> G. Schuster, W. Smits, J. Ullal: *Die Denker des Dschungels*, Potsdam 2007.

*Autorennotiz:* THOMAS HARDTMUTH, Dr. med., Jg. 1956, arbeitet als Thoraxchirurg am Klinikum Heidenheim, bisherige Veröffentlichungen: *Das verborgene Ich – Aspekte zum Verständnis der Krebskrankheit* (2003), *Denkfehler – das Dilemma der Hirnforschung* (2006), *In der Dämmerung des Lebendigen – Hintergründe zu Demenz, Depression und Krebs* (2010).

fällers ausgeliefert war, zu Hilfe kam. Mit einer kurzen Handbewegung brach er dem Peiniger beide Beine und hat dann seinen selbstlosen Einsatz mit dem Leben bezahlt, weil er daraufhin von anderen Holzfällern erschossen wurde. Ein solches Verhalten gibt es im Tierreich normalerweise nicht, man kann es auch nicht durch ein Gruppenverhalten erklären, weil Orang Utans bis auf die lange Mutter-Kind-Beziehung Einzelgänger sind.

Es ist wie ein uraltes Wissen, was in ihren rätselhaften, humanoiden Gesichtern geschrieben steht und was in den vielen Geschichten, welche die BOS-Mitarbeiter erzählen, immer wieder lebendig zu werden scheint. »Die offizielle Wissenschaft weiß gar nichts über diese Wesen«, sagt BOS-Gründer Willi Smits, »man muss jahrelang mit ihnen gelebt haben, um zu verstehen, warum ich mich schwer tue, sie als Tiere zu bezeichnen!«

In der untergehenden Sonne gehen wir zurück nach Tuanan, wo noch ein Treffen mit dem Dorfvorsteher wegen des geplanten Schulprojekts vorgesehen ist. Wir treffen auf einen von den Händen und den Zähnen her siebzigjährigen, vom Gesicht und den Haaren 35-jährigen, fein wirkenden Mann. Odom ist unser Dolmetscher und auch der Hauptverantwortliche des Projekts. In asiatischer Höflichkeit reden wir über die Notwendigkeit, dass die Hilfe nicht nur mit Geld, sondern auch mit Herz stattfinden soll und dass es uns ein Anliegen ist, mit der Schule den Kindern neben dem Wissen über die Welt auch die Liebe zu ihrer besonderen und einmaligen Heimat zu geben, die es zu schützen und zu pflegen gilt. Pak Odom braucht nicht zu erwähnen, dass man ihm vertrauen kann, er strahlt es unmissverständlich aus.

Wir verabschieden uns mit Handschlag, wobei die linke Hand aufs Herz gelegt wird, machen noch ein Gruppenfoto und fahren mit dem Boot in die schnell hereinbrechende Nacht hinein zurück nach Mantangai. Wir schauen in die wenigen vorbeiziehenden Lichter der Menschen am Ufer, rauchen und schweigen über die vielen Erlebnisse des Tages.